

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 23

Artikel: Eynars Töchter [Fortsetzung]

Autor: Speck, Georg

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638065>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Sie Serner Sduse in Wort und Bild

Nr. 23
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
6. Juni
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Das Stauwehr.

Von Edgar Chappuis.

Des Stromes Wasser eilig talwärts ziehn,
Sehnsuchtbeschwingt in unbekannte Weite,
Mein eignes Sehnen bietet das Geleite,
Und möchte mit nach blauen Fernen fliehn.

Da rauscht es auf, weißbrandend, glüht und zischt.
Das Wehr stemmt sich der wilden Flut entgegen.
In tollem Tanze gurgelnd sich bewegen
Die Wogen in der Brandung Silbergischt.

Manch Stauwehr ist im Lebensstrom enthalten.
Und reiht uns in den Abgrund banger Sorgen.
Doch einst, an einem lichten, jungen Morgen,
Kann unser Weg sich wieder still entfalten.

Ein Wasserchaos stürzt sich wie besessen
Dem Abgrund zu, mit seinem offnen Munde.
Und in des Taumels sinnverwirrter Stunde,
Ist aller Ferne Sehnsucht jäh vergessen.

Vom Sturm zur Stille ist der Strom geglipten,
Gemächlich rollt er seine blauen Wogen.
Sonnenbeschienen kommen sie gezogen,
Und wissen nicht mehr, was sie erst gelitten.

Eynars Töchter.

Roman von Georg Sped.

Sie reiste um Neujahr ab, und zwar ohne Retourbillett, wodurch sie ihren festen Entschluß kund tat, nun ihr Leben fest in die Hand zu nehmen. Auch ihr erster Brief klang in dieser Tonart:

„So bin ich also nun im Lande des berühmten Don Quichotte und damit wohl am rechten Orte, wo ich schon längst hingehörte. Und da ich dies erkannt habe, glaube ich reif zu sein für die Erkenntnis, daß das Spiel (oh, wie war es unnützlich und schön!) nun aus und die Arbeit (die durchaus nicht furchtbar ist) beginnen könne und müsse. Es ist hübsch warm hier, so warm, daß ich Orangen im Freien pflücken kann. Vielleicht wäre mir ein heimatlicher Apfel lieber und ich lege es nun darauf an, durch unerhöhten Geiz so reich zu werden, daß ich einst wieder mit Ruhe und Verdienst die Apfel des heimatlichen Gartens pflücken kann und darf.“

Der Doktor las die muntere und wohl auch gesinnungstüchtige Epistel mit Verwunderung laut am Bette seiner Frau vor, indessen Marianne auf der anderen Seite des Krankenbettes saß und verständig und sehr aufmerksam zuhörte. Auch Frau Agnes, welche an zunehmender Herzschwäche litt und das Bett nicht mehr verlassen konnte, hörte diese Nachrichten mit Verwunderung und Vergnügen. Welche Mutter empfände nicht Freude über das Wohl-

ergehen ihrer Kinder! Man sprach noch lange darüber, bis Marianne endlich zu Bette ging und der gute Doktor von neuem zu seinem Buche griff, aus dem er der Kranken vorlas, bis er in seinem Lehnsstuhl einnidete. Als er erwachte und nach der Uhr schaute, sah er verwundert, daß er die halbe Nacht durchgeschlafen hatte. Es war so still. Frau Agnes lag ruhig und schien keine Atemnöte zu haben. Die Uhr tickte eintönig und schlaftrig. Die eine Hand der Frau hing aus dem Bette, als habe sie, wie in so vielen Tagen und Nächten, da er bei ihr war, dieselbe auf seinen Arm legen wollen, oder als reiche sie sie ihm zum Gruße. Und da er dieselbe noch schlafbefangen, zärtlich in die seine nahm, merkte er, daß Frau Agnes für immer zur Ruhe gekommen, aus aller Wirrnis und Not der Zeit den ewigen Frieden gefunden hatte. Sie war einer Herzähmung erlegen und leicht gestorben, das sah man wohl. Denn auf ihrem müden Gesichte, das, ach so lang! nicht mehr stolz war, lag ein gütiges Lächeln.

Noch einmal wurde von der großen Verwandtschaft das Dekorum gewahrt. Es ging zwar stiller zu wie bei Kapris Ende. Aber es waren trotz des Winters reichlich Blumen eingegangen, und die Rutschen bildeten einen stattlichen Zug. Florentine war nicht dabei, denn sie erwartete ein Kind.

Sie fuhren allerdings bald wieder davon, ohne daß der Doktor es merkte und ohne daß der ewig Gastliche daran gedacht hatte, sie zu einem Leichenmahl einzuladen.

Da stand er, betrübt, die Augen wirr von Tränen und halb betäubt an dem Hügel, der, lustig fast, voll Blumen im Weiß des Schnees lag. Der Syndikus schaute ihn eine Weile unentschlossen an. Er hatte ihn lange nicht mehr gesehen und er merkte nun voll Mitleid und Rummer, wie sehr der Doktor alt und völlig weiß geworden war. „Es ist zu kalt hier“, sagte er zu Marianne und sie führten den stillen Mann behutsam unter den Armen und führten ihn zu der harrenden Kutsche.

„Es ist zu kalt hier“, sagte nochmals der Syndikus.

„Ja, es ist nun kalt geworden“, meinte der Doktor und schien plötzlich zu frieren.

„Was will man da machen! Was soll man sagen!“ sagte der Syndikus resigniert und winkte dem Kutscher, daß er zufahre.

Der Doktor suchte nach der Hand seines Kindes, wie er so oft nach derjenigen der Toten gesucht, und der Syndikus hörte, wie er im Fortfahren weinte: „Ein ganzes Leben! Mein Gott, ein ganzes Leben, und nun tot.“ —

Der Doktor war noch ein paar Tage wie benommen. Er machte alle Türen auf, schaute hinein, als suche er etwas und schloß sie kopfschüttelnd und erstaunt leise wieder zu. Oder er saß ruhig da und schien auf etwas zu lauschen, eine Stimme, einen Schritt, der leise rauschte, denn Marianne hatte aus einem alten Seidenkleid der Mutter ihr Unterkleid besetzt, das nun knisterte und rauschte bei jeder ihrer Bewegungen. Wenn sie dann zur Türe hereinkam, sah ihr der alte Mann entgegen, lächelte und sagte: „Ach, du bist es, Marianne.“

Immerhin fand er sich bald wieder zurecht. Besonders als der Frühling kam, lebte er auf, freute sich an der Sonne, den linden Lüften, dem ersten Grün der Bäume und all den vielen schönen Dingen, welche der Frühling bringt. Er half dann gerne im Garten, wo Marianne mit ernsthafter Miene daran ging, neben dem Gemüse dieses Jahr noch Kartoffeln zu pflanzen. Es zeigte sich, daß auch Kohl und Rüben in artiger Weise angeordnet werden konnten, daß es lustig und fast schön aussah und daß die Rosen wohl neben all der Nützlichkeit bestehen konnten. Erbsen und Bohnen waren leichtfertig und wollten hoch hinaus. Um ihre dichte Wildnis gaukelten die bunten Schmetterlinge ihrer zarten Blüten mit den Sommervögeln um die Wette. Am Nachmittag pflegte er seinen alten Elfenbeinstock hervorzuholen, um mit geruhigen kleinen Schritten der Sonne nachzugehen, der Stadtmauer entlang, dem Friedhof zu, wo er guten Tag sagte, um darauf im Bogen nach Hause zurückzukehren.

Er hatte Zeit zu diesen Dingen. Es gab Leute, welche es ihm übelnahmen, daß er, der ein Menschenalter hindurch Tag und Nacht um ihr leibliches und als rechter Arzt wohl auch um ihr seelisches Wohl besorgt gewesen, sie eine ganze Weile um seiner Frau willen vergaß und einmal nur an sich dachte. Nun wohl, ein Arzt muß zuverlässig sein. Andere fanden, er werde alt, und sie sagten das vorwurfsvoll, als sei das ein Vergehen. Und manche, denen er beim ersten Sprung in das Dasein und die Welt geholfen, lächelten über seine Kindlichkeit.

Indessen pflegen in der Vergänglichkeit des Lebens Schimpf und Schande, Schmach und Spott, Glück und Unglück nur bis zum nächsten Geschehnis wach zu sein und zu dauern. Aber in dieser Zeit kam ein neuer Arzt in die Stadt, der darin angesehene Verwandte besaß. Der Mann war jung, eifrig, geschmeidig und sehr freundlich. Er fuhr den ganzen Tag in einem Zweispänner wie toll in der Stadt herum. Den ganzen Tag klapperten die Pferdehufe und polterten die Räder auf dem Straßenpflaster, als eine Art Werbetrommel, als Fanfare seiner Unternehmungslust und als Wahrzeichen seiner Beschäftigung. Weiß Gott, woher in dieser gesunden Stadt die vielen Kranken herkamen, da doch keine Seuche ausgebrochen war. Manchmal hielt der Wagen vor einem Hause, nicht zu oft und mehr vor den Häusern seiner Verwandten. Dann sprang er behende heraus, klapste den Schlag mit einem eleganten Schwunge zu, daß es knallte und verschwand eilig in der Tür, um nach einiger Zeit wieder zu erscheinen, lächelnd, grüßend mit einem geduckten Satz in den Wagen zu springen, mit einem Klaps die Wagentüre zuzuschlagen und in raschem Trabe davonzufahren. Er war imstande, wegen eines Schnupfens dreimal im Tage vorzufahren und wegen einer Magenverstimmung über Nacht zu bleiben. Und bei allem entwidete er eine freundliche und außerordentliche Unterhaltungsgabe, eine bestreitende Liebenswürdigkeit und große Hochachtung vor jedermann, auf der Treppe, auf dem Kanapee und am Krankenbette. Der alte Doktor hatte das alles etwas gemässlicher und mehr patriarchalisch genommen und es war doch gegangen. Immerhin wurden die Leute auf den neuen, jungen Doktor aufmerksam, besonders die Mütter, welche ledige Töchter hatten. Andere riefen ihn, weil der alte Paul Eynar sich nur mit seiner Frau beschäftigte und gerade nicht zu haben war. So geschah es, daß der alte Doktor wenig Patienten vorsand, als er den Weg zum werktätigen Leben zurügfunden hatte. Nur die Armen waren ihm treu geblieben, da er es nicht genau mit den Rechnungen nahm. Sie stellten sich gut zusammen und nannten ihn mit der Zeit nur „Unser guter Vater Eynar“. Auch die Bauern kamen noch gerne zu ihm. Obwohl er nicht mehr über Land ging und dem neuen Doktor an Eifer nicht das Wasser reichte, war er für sie immer noch „Unser alter Doktor“. Mit der Zeit kürzte jedermann und zog zusammen, so daß er schlechthin „Unser guter Doktor“ genannt wurde, weniger wegen seiner medizinischen Güte, obwohl er mit Tee merkwürdig viel ausrichtete, als weil er ein guter Mensch war. Wenn er so dahin ging mit seinen kleinen Schritten, die niemals Eile hatten, so grüßte ihn alle Welt und freute sich über sein ehrliches und immer freundliches Gesicht, als eine gute Sache und rechte Erquidung in einer Zeit, da dergleichen anging, selten zu werden.

XV.

Intermezzo.

Marianne ging selten aus. Wozu auch. Sie hatten wenige Bedürfnisse mehr. Und auch der Wille war schwach. Das Haus verlangte sie, der Garten rief, und sie war ein Heimchen am Herde.

An einem Frühlingstage ging sie zu dem Kaufmann am Markte, wo nun, da der fränkliche Mann gestorben war,

seit Neujahr die muntere, runde Witwe das Geschäft führte, mit mehr Selbstgefühl als Geschick. Ein leichter, feucht-warmer Luftzug ging über den Platz und trug ihr die Wohlgerüche des Frühlings unter das ernsthafte Näschen. In den Gassen lärmten die Kinder und in der blauen Luft schrien die Schwalben jauchzend vor Lust. Sie selbst schien ein Vögelchen zu sein, wie sie in ihrem schwarzen, sauberen Kleidchen munter, frisch und überaus zierlich dahinschritt. Vor dem alten Gewölbe blieb sie überrascht stehen, denn der Mohr aus Gips war wohl noch da und hatte auch noch seinen Zigarrenstumpen im brennend roten Munde. Aber die grauen, verstaubten Nudeln, von denen er so viele Jahre umgeben gewesen war, schwarz betupft von toten Fliegen, die waren fort. Statt dessen war eine saubere Lage blaues Papier ausgebreitet, worauf links und rechts zwei mächtige Zuckerstöcke paradierten wie Festungstürme, indessen zwischen zierlichen Schokoladepyramiden reinliche Schüsselchen standen mit Kaffee, Reis, Mais und was sonst noch in einem derartigen Geschäft an kolonialen Waren zu kaufen war.

Die Frau war allein im Laden und zog eben ihre Hand aus der Glasbüchse mit Likörbonbons. Sie schien wohl auf und guter Dinge. Ihr rotes Gesicht leuchtete wie Mohn im Korn, und die flinken Mausauge hatten einen seltsamen Glanz und ließen gar flink. Sie wog Marianne ihre Sachen zu, schlecht und recht, und das Mädchen legte die Päcklein sauberlich in ihren Henkelkorb. Dann bezahlte sie. Gottlob, der Doktor war nun so weit, daß er alles bar bezahlen konnte und es auch tat. Als sie sich zum Gehen wandte, sagte die Frau: „Wie ist es mit der Rechnung?“ Sie sagte es etwas schroff, wahrscheinlich aus lauter Verlegenheit und weil sie es nicht verstand, sich sonst ein Unsehen zu geben.

Marianne fühlte einen heißen Schred, der den Rücken entlang bis in ihr sauberes Blondhaar hinauf fuhr. War es wieder wie im Winter, wo Mätztrauen und Geringshäzung ihr so oft weh getan? Oder hatte sie wirklich etwas verfäumt? Aber gleich verließ sich das leise Zittern in ihr. Ihre feine Schlankheit straffte sich und das zierliche Kinn redete sich stolz. Und sie fragte mit kühlen Augen: „Welche Rechnung meinen Sie?“

Die Frau wußte Bescheid: „Vierundzwanzig fünfzig. Die Sache steht schon reichlich ein Vierteljahr.“ Und da sie merkte, wie Marianne errötete und Mund und Stirn waren wie bei einem hilflosen Kinde, fügte sie gutmütig hinzu: „Nun, nun, entschuldigen Sie doch. Aber da wir gerade dabei sind, Ordnung zu machen, fanden wir es im Buche und erlaubten uns, Ihnen die Rechnung nochmals zu schicken. Haben Sie diese denn nicht erhalten?“

„Ich weiß wirklich von nichts“, stammelte das Kind und schämte sich.

„Merkwürdig“, sagte die Frau. Sie öffnete eine Türe, welche zu den hinteren Räumen führte und hinter der man nun einen Bureauverschlag und ein ziemlich wirres Lager von Borräten sehen konnte. Diese Türe öffnete sie also und rief, nicht etwa wie eine Herrin, sondern wie, nun wie die Liebhaberin auf der Bühne:

„Peter! Peter?“

Von hinten kam ein stämmiger Mann herbei mit einem schweren Sack auf der Schulter, den er scheinbar mit leichter Mühe trug und den er erst an seinen Ort stellte im Laden drin, ohne großes Geschnauße, präzis, flink und mit Sorgfalt.



Das Altkupferhaus an der Deutschen Bauausstellung in Berlin, die dieser Tage eröffnet wurde und schon deshalb allgemeines Interesse beansprucht, weil auch die Schweiz an ihr vertreten ist. Dieses Haus ist mit Ausnahme des gemauerten Unterbaues vollständig aus Kupferplatten gebaut, und zwar sowohl die Außenwände als das Dach. Aber auch die Innenverkleidung des Hauses ist vollständig aus verlupferten Stahlplatten. Das Haus mit dem neuen Baumaterial erregt berechtigtes Aufsehen. Seine Vorteile sind: Gute Isolierung. Seine Wände isolieren gegen Hitze und Kälte genau wie eine 222 Zentimeter dicke Vollziegelmauer, was im Sommer erfrischende Kühle und im Winter behagliche Wärme bedeutet. Dadurch wiederum tritt eine Ersparnis an Heizkosten bis zu 50 % gegenüber dem Ziegelbau ein. Die Dauerhaftigkeit ist fast unbegrenzt. Das Haus kann innerhalb 24 Stunden aufgestellt werden, ist stets transportfähig und kostet in Deutschland nur ca. Mf. 10,500.

Dann schaute er auf und um, und dabei sah Marianne, daß es wirklich Peter war, der junge Peter Rapin. Darüber schämte sie sich noch mehr.

„Rieber Peter“, sagte die Frau und sah ihn freundlich an: „Wie ist denn das? Es ist doch ein Posten da für den Herrn Doktor. Vierundzwanzig Franken fünfzig. Haben Sie die Rechnung nicht geschickt?“

Peter hob den kurzgeschorenen massiven Kopf und ließ die wilden Augen rund herumgehen bis zu Marianne. Seine vieredige Stirn wurde rot und seine Augen sahen plötzlich wahrhaft kindlich drein. Und er sagte ruhig: „Ist schon bezahlt.“

Die Frau war beschämt und ärgerlich und sagte spitz: „Das kann nicht sein!“

Darauf holte der junge Mann ein Buch herbei, schlug es auf und zeigte hin: „Hier ist es durchgestrichen und wenn Sie den Kassenrapport von letzter Woche nachsehen wollen, können Sie dort den Betrag auch finden.“

„Ei“, sagte seine Meisterin mit rotem Kopf und ließ ratlos die Mausauge schweifen, „ei wahrhaftig. Wie konnte mir das nur entgehen. Vielmal Verzeihung, Fräulein; wirklich, man hat so viel zu denken, so viel geht einem im Kopf herum, daß man den Verstand verlieren möchte, und da



Kirche von Bremgarten bei Bern.

(Phot. Salzmann, Bern).

kann denn so etwas passieren.“ Damit geleitete sie Marianne zur Türe hinaus.

Der Rückzug gestaltete sich für des Doktors Jüngste absolut günstig. Sie konstatierte das mit Befriedigung auf dem Heimwege, strecke das Näschen ledig in die Frühlingsluft und fand die Welt recht angenehm. Aber dann schien sie über etwas heftig nachzudenken. Manchmal lächelte ihr Kindermund unbewusst, manchmal frauste sich die reine Stirn, während die graublauen Augen gesammelt vor sich hinschauten. Zu Hause hatte sie den Korb kaum zur Seite gestellt, als sie auch schon den Doktor suchte und endlich im Garten fand. „Vater“, sagte sie, „sind wir dem Krämer am Markte wirklich etwas schuldig? Vierundzwanzig fünfzig macht es und soll schon seit Neujahr stehen.“

„Kind“, antwortete der Doktor, „das kann ich nicht sagen. Wüßte ich es, hätten wir's natürlich bezahlt. Möglicher ist es schon. Bedenke, in jener Zeit! Ich will nachsehen. Die Rechnungen sind alle geordnet und müssen in der linken Schublade sein. Ich will einmal nachsehen.“

„Das kann ich schon selbst tun. Bleibe nur da. Die Sonne scheint so schön.“ (Fortsetzung folgt.)

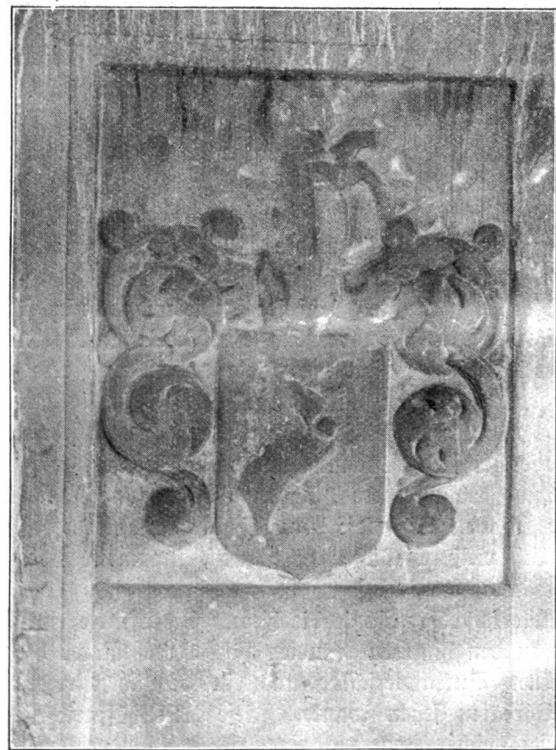
„Ein Kirchlein steht im — Grünen.“

Ein erfrischender Morgenspaziergang: Enge, Höhenweg, Felsenau, Senftau-Brücke — führt dich hin. Zum Bremgarten-Kirchlein natürlich, jener duftenden Idylle auf der kleinen Aarehalbinsel, die der vom Reichenbach-Absteher zurückkehrende Fluss in elegantem Birkelschwung von der Engehalbinsel abgetrennt hat. Wirklich ganz im Grünen steht das Kirchlein mit seinem altersgrauen Räbsilienturm und hohem Chorvorbau. Ein wohlgeflegtes Kirchlein schmiegt sich ihm an, und wer zu dieser Zeit neugierig über die östliche Friedhofsmauer guckt, blickt hinab auf grünen Wiesengrund, um den die eilenden Wellen ihr blaues Band schlingen, und hinüber zum amphitheatralisch geschwungenen, ganz von lichtgrünem Buchenwald besetzten jenseitigen Steilufer, das das Kirchlein und sein Pfarrhaus auf der Halbinsel und die Schlossbesitzung weiter oben nach der Art alter Miniaturbildchen gefühlvoll einrahmt. Dieses landschaftliche Schmuckstück, von dem verständnisvolle Behörden

und heimatshübschfliessene Grundbesitzer störende Neuerungen fernzuhalten wußten, überrascht den Wanderer um so mehr, als er es in fast unmittelbare Nähe eines rasch wachsenden Industriequartieres findet. Es ist zu befürchten, daß die neue Zeit mit ihrem zugriffigen, auf Tageswerte erpichten Tatendrang einmal an diese Idylle heranrücken wird, daß Gewerbe sich ansiedeln und Wohnkolonien entstehen. Möge diese Befürchtung sich einstweilen und noch lange nicht erwähnen.

Sehen wir uns in den Predigtstuhl mit Blick auf die schönen neuen Glasgemälde im Chor. Geruhssame Stimmung umfängt uns. Die Bilder der Vergangenheit ziehen in bunter Reihe an unserer Seele vorüber.

Wie alt mag das Kirchlein sein? Die Urkunden geben keine genaue Antwort auf diese Frage. Schiff, Turm und Chor müssen aus verschiedenen Zeiten stammen. Als ältester Teil dürfte nach H. Rasser das Schiff gelten, dessen Mauern noch unbehauene Steine in loser Schichtung zeigen. Sicher ist dieses älteste Kirchlein älter als jedes der heutigen Gotteshäuser in der benachbarten Stadt. Denn der Ort Bremgarten — er war ursprünglich ein zum Schloß gehöriges festes Städtchen — stand lange, bevor der Zähringerherzog Bern gründete. Erstmals urkundlich bezeugt ist das Kirchlein aus dem Jahre 1239. Jüngeren Datums als das Schiff scheint der romanische, in den Fensteröffnungen aber schon gotischen Einfluß ver-



Grabschrift und Wappen vom Geschlecht der Augspurger, frühere Besitzer des Schlosses Reichenbach, ebenfalls in der Kirche von Bremgarten bei Bern begraben.

ratende Turm zu sein. Das überhöhte Chor ist ein typischer Johanniterbau, wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert; es mag dem Adel der Umgegend als Grabkapelle ge-